

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 117/118 (1941)
Heft: 5

Artikel: Die schweizerische Wirtschaft im Kriege
Autor: Speiser, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-83494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fassen, damit er die Gegenwart desselben umso innbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel grössere Nationen untergegangen, als wir sind? — Ein Volk aber, das weiss, dass es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage umso lebendiger, lebt umso länger und hinterlässt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt ehe denn er dahin scheidet. Das ist nach meiner Meinung die Hauptsache.» — Diese Hauptsache: den *durch Gefahr gestählten Lebenswillen* drückt er auch prächtig aus im Schluss seines Eröffnungsliedes zum Eidgen. Sängerkfest von 1858:

... Und singt: dies Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu gross und nicht zu klein
Um drinn ein freier Mann zu sein.

So trotzen wir dem Untergang
Noch langhin mit Sang und Klang,
Noch halten wir aus eigener Hand
Dich hoch empor, oh Vaterland!

Dies gilt, wenn auch mit weniger Sang und Klang als vor 80 Jahren, so doch mit unverminderter Entschlossenheit und Zuversicht auch heute noch.

*

Auf materiellem Boden ist von den Gefahren, die unser Land heute bedrohen, die augenfälligste die Wirtschaftskrise, umso bedrohlicher, als wir als auf Import und Export angewiesenes Binnenland unter der Drosselung beider leiden. Nicht zuletzt ist es unsere hochentwickelte und auf dem Weltmarkt angesehene Maschinenindustrie, die auf Ein- und Ausfuhr angewiesen ist. Wie das kam und wie diese Dinge heute liegen, hat in ausgezeichneter Weise ein sowohl in der Privatwirtschaft wie in der kriegswirtschaftlichen Organisation massgebend beteiligter schweizerischer Industrieller vor kurzem dargelegt wie folgt.

Die schweizerische Wirtschaft im Kriege

Von Direktor ERNST SPEISER, Brown, Boveri & Cie., Baden¹⁾

In einer berühmt gewordenen, gegen das Ende der letzten Krisenperiode gehaltenen Rede sagte der damalige Bundesrat Schulthess, ein gewiegter Kenner der schweizerischen Wirtschaft: «Die Handels- und Gewerbefreiheit ist die Wirtschaftsform des Aufstiegs.» Daraus folgt, dass der gebundene Handel und das gefesselte Gewerbe die Wirtschaftsform des Abstieges sind. Wir stehen mitten in diesem Abstieg und mit uns alle Länder unseres Kontinentes. Wir alle können die Etappen dieses Abstieges fast täglich verfolgen. Sie kennzeichnen sich durch quantitative Einschränkungen aller Art, durch aufgezwungene Verzicht auf frühere Qualitätsansprüche, kurz durch die allgemeine Senkung des bisherigen Lebensstandards. Wenn auch die Auswirkungen der Fesselung der Wirtschaft überall die gleichen sind, so entstand sie doch aus ganz verschiedenartigen Motiven. In einigen Ländern wurde sie anfangs mit Begeisterung und Enthusiasmus herbeigerufen und begrüsst, in andern wiederum wurden die Fesseln nur widerwillig und nur unter dem Druck der Verhältnisse Stück um Stück angelegt. Zu diesen gehört die Schweiz.

Es gibt nur wenige, und unter den wirklichen Praktikern kaum einige, die glauben oder behaupten, eine gebundene Wirtschaft sei an sich leistungsfähiger als eine freie; aber in einem dürften alle einig sein: Wenn sich auch die freie Wirtschaft als hervorragend geeignet erwiesen hat, die Reichtümer dieser Erde zu gewinnen, zu verarbeiten und zu verteilen, so hat doch der Staat die grösseren Fähigkeiten, wenn es sich darum handelt, den *Mangel* zu bewirtschaften, auch dann, wenn er selber nicht an dem Mangel schuld ist. Es wäre ungerecht zu behaupten, unsere Regierung trage Schuld an dem heute bei uns herrschenden Mangel, denn dieser ist auf die durch den Krieg entstandenen Verhältnisse zurückzuführen, und solange es ging, ist der privaten Initiative die weiteste Freiheit gelassen worden. Wenn wir heute Mangel leiden, so ist der *Krieg* daran schuld, aber immerhin ist es ein bemerkenswertes Symptom, dass sobald der Staat sich, freiwillig oder unfreiwillig, mit der Landesversorgung aktiv befasst, jeder auftretende Mangel zur Kritik am ganzen staatlichen System führt. Eine wirtschaftliche Krise droht zur Staatskrise zu werden und wir erkennen damit schon eines der Gefahrenmomente, denen es zu begegnen gilt.

Rückblick auf die liberale Wirtschaft

Der heutige Moment, wo wir die Wirtschaftsfreiheit Stück um Stück preisgeben müssen und gleichzeitig daran sind, die

unter dem früheren Regime angesammelten Reserven zu verzehren, eignet sich dazu, einen kurzen Rückblick auf die liberale Wirtschaft zu werfen. Wir tun dies nicht im Ton eines Nekrologes auf einen Verstorbenen, sondern mehr im Sinne des letzten Bilanzberichtes einer solventen Gesellschaft, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe liquidiert und ihre Aktiven an die Aktionäre verteilt.

Unter der liberalen Wirtschaft, deren Vorbedingung eine liberale Verfassung ist, wurde die Schweiz, die von Natur aus einer der ärmsten Teile sein müsste, zu einem der reichsten Länder Europas, und, was mehr ist: kaum anderswo war der nationale Wohlstand so gut verteilt. Unsere Schuleinrichtungen verfolgten das Ziel, jedem, ohne Rücksicht auf Namen und Herkunft, das nötige Rüstzeug zur Entwicklung seiner Fähigkeiten zu geben, und die Vorurteilslosigkeit des kapitalistischen Systems, dessen Charakteristikum es ist, dass in einem Unternehmen die leitenden und die geldgebenden Persönlichkeiten nicht identisch zu sein brauchen, brachte es mit sich, dass mittellose, aber tüchtige Leute beispiellose Möglichkeiten zum wirtschaftlichen Aufstieg besaßen. Der Zunftgeist mit seiner Ausschliesslichkeit und Rückständigkeit — es sei daran erinnert, dass sich die schweizerische Export-Industrie fast ausnahmslos nur ausserhalb der Zunftschranken entwickeln konnte — war überwunden und schien für immer tot zu sein.

Selbstverständlich ging der rapide Aufstieg nicht ohne innere Reibungen vor sich, und der Ausgleich zwischen den Interessen der Arbeit und des Kapitals gelang nicht ohne harte Kämpfe. Die Erkenntnis aber, dass beide aufeinander angewiesen sind, drang durch, denn ohne Arbeiter ist das Kapital wertlos und ohne die Mithilfe des Kapitals kann der tüchtigste Arbeiter keine mit Maschinen und Rohmaterial versehene Werkstätte finden. Als ein mehr als alle seine Nachbarn auf den Verkehr mit dem Weltmarkt angewiesenes Land konnte sich die Schweiz allerdings nicht den immer wieder auftretenden Teilkrisen entziehen. Bald der eine, bald der andere Wirtschaftszweig geriet durch oft in entlegenen Weltteilen auftretende Krisen und Umwälzungen in Schwierigkeiten, und es brauchte eine stets elastisch bleibende Anpassungsfähigkeit und ständige Anspannung, um die vielen Klippen zu umschiffen. Manche Unternehmungen sind auf der Strecke geblieben, und ganze Wirtschaftszweige und sogar ganze Gegenden sind notleidend geworden. Immer aber haben sich neue Unternehmen gefunden, die die arbeitslos gewordenen aufnahmen, und zu Staatskrisen haben sich diese Wirtschaftskrisen nie auswachsen können.

Der industrielle Aufstieg der Schweiz im letzten Jahrhundert darf als ein wahres *wirtschaftliches Wunder* bezeichnet werden. Hier ist ein Land, das keine eigenen Rohstoffe und keinen direkten Zugang zum Meere besitzt und sich trotzdem einen ganz unverhältnismässig grossen Anteil am Welthandel erwerben konnte. Schweizer Stickereien, bedruckte Baumwollstoffe, Uhren, oft in entlegenen Bergtälern hergestellt, eroberten sich die Märkte aller Erdteile, und die Spitzenerzeugnisse unserer Maschinen-Industrie fanden ihren Weg nicht nur in die neu zu erschliessenden Kolonialgebiete, sondern auch in die Fabriken alter Industrieländer, die ihren eigenen Stahl mit ihren eigenen Brennstoffen bearbeiten konnten. Der Erlös dieser Exporte wurde zum Teil zum Ankauf der für den Unterhalt der Schweizer notwendigen Lebensmittel und Rohstoffe verwendet — von sich aus könnte unser Land ja nur ungefähr zwei Drittel seiner Einwohner erhalten und auch diese nur kümmerlich — ein Teil aber wurde im Ausland stehen gelassen und dort investiert. Dies hätte nie erreicht werden können ohne die vorzüglichen Eigenschaften des schweizerischen *Arbeiters*, die nicht hoch genug gepriesen werden können. In ihrer Arbeiterschaft hat die Schweiz ein Kapital, um das uns das ganze Ausland beneidet. Nur dank der Exaktheit, der Zuverlässigkeit und der hohen beruflichen Bildung der Arbeiter war es der Schweiz möglich, den «handicap» ihrer Rohstoffarmut zu überwinden, indem sie Erzeugnisse herstellt, in deren Herstellungskosten das Material eine möglichst kleine, die Arbeit — manuelle und geistige — dagegen eine möglichst grosse Rolle spielt. Man ermesse, was es bedeutet, wenn aus 1 kg Rohstahl, das vielleicht 50 Rappen kostet, ein Objekt hergestellt wird, für das uns das Ausland willig 30, 40 und mehr Franken bezahlt. Dass dabei auch die *Erfindergabe* und der hohe Stand des Könnens unserer *Ingenieure* und *Techniker* unerlässliche Mithilfen sind, braucht nicht erwähnt zu werden.

Einen andern Faktor, eine Vorbedingung zur Entwicklung unserer Export-Industrien dürfen wir jedoch auch nicht übersehen, und das ist die Tatsache, dass die Weltwirtschaft im grossen und ganzen nach liberalen Grundsätzen arbeitete. Die Zollschränken waren im allgemeinen nicht unübersteigbar und

¹⁾ Vortrag, gehalten in Basel am 18. Juni 1941.

die Ueberseeländer und grossen Kolonialmächte stellten ihre Produkte frei und ohne Bevorzugungen allen Interessenten zur Verfügung. Die Macht, die der Besitz von strategischen Stellen an den Welthandelsrouten und von wichtigen Hafen- und Handelsstädten einigen von ihnen gab, wurde im Frieden nie zum Nachteil Anderer missbraucht, und schliesslich war der verhängnisvolle Begriff der Autarkie, die ein Todfeind des freien Welt Handels ist, noch nicht erfunden oder wurde doch noch nicht in die Praxis umgesetzt.

Die staatlich gebundene Wirtschaft

Dieser Rückblick in die Vergangenheit war notwendig, um die ganze Tragweite der Veränderungen, die über unsere Wirtschaft gekommen sind, erfassen zu können. Wo früher leicht überschreitbare Grenzen waren, stossen wir auf Schlagbäume und Mauern, die nur schwer übersteigbar sind; an Stelle des frühern freien Zahlungsverkehrs tritt ein primitives System des zweiseitigen Tausch Handels, Clearing genannt; der freien Unternehmungslust des Einzelnen, die früher die Wurzel des schweizerischen Wohlstandes bildete, müssen täglich mehr und mehr Schranken auferlegt werden. Wo man früher aus dem Vollen schöpfen und in der Auswahl der Rohmaterialien wählerisch sein konnte — nach dem Grundsatz, dass für die schweizerische Industrie nur das Beste gut genug sei — muss heute der Mangel bewirtschaftet werden, und man muss mit dem vorlieb nehmen, was noch hereinkommt, oder was man noch hat. Es wird nachgerade jedem klar, dass der «grosseuropäische Raum», abgeschlossen von der übrigen Welt, kein Schlaraffenland sein wird. Sich hierüber Illusionen hinzugeben, wäre gefährlich.

Man hat den gegenwärtigen Zustand der Schweiz mit dem einer «belagerten Festung» verglichen. Der Ausdruck ist zwar nur teilweise richtig, denn noch können wir einen beträchtlichen Export und einen gewichtsmässig bedeutenden Import aufrecht erhalten; trotzdem ähneln die Massnahmen, die unsere Behörden zu treffen gezwungen sind, mehr und mehr dem, was in einer belagerten Festung vorgekehrt werden muss: Wenn die Vorräte abzunehmen beginnen, müssen sie gestreckt und für das dringend Notwendige gespart werden. Daher Rationierung und Verbrauchlenkung, mit allmählicher Unterbindung jeden Konsums, der nicht lebenswichtig ist.

Die Nebenfolgen dieser notwendigen Massnahmen können nicht ausbleiben: die Unternehmungslust wird gehemmt und statt selbst zu planen, wartet man auf Befehl von oben. Wozu Initiative entwickeln, wenn man doch in seinen Dispositionen nicht frei ist? Import, Fabrikation und Export können in den meisten Fällen nur nach vorheriger Bewilligung erfolgen und häufig erhalten Händler und Fabrikanten bindende Weisungen, was sie zu importieren, und was und zu welchem Preise sie zu fabricieren und zu verkaufen haben. Die freie Luft, die Grundbedingung zur Entwicklung der schweizerischen Aussenwirtschaft, weht nicht mehr, und in der stickigen Atmosphäre, die entsteht, droht die Pflanze zu degenerieren. Welch ein Gegensatz zu früher, wo unsere Export-Industrie auf der ganzen Erde ohne Schutz, aber auch ohne staatliche Hemmungen, auf eigene Faust den Kampf führen konnte, in dem sie gewachsen und stark geworden ist!

Die Wirkungen des heutigen Zustandes, der, ich wiederhole es, nicht von uns gesucht, sondern uns aufgedrängt worden ist, machen sich bereits stark bemerkbar, und namentlich die jüngere kaufmännische und industrielle Generation, die in dieser Treibhausluft aufwächst, läuft Gefahr, ein ganz falsches Bild von dem Wesen der Wirtschaft zu bekommen. Die Tätigkeit allzuvieler Firmen beschränkt sich heute darauf, von den kriegswirtschaftlichen Sektionen in Bern Bewilligungen und Kontingente zu beschaffen, die Waren nach den behördlichen Verfügungen

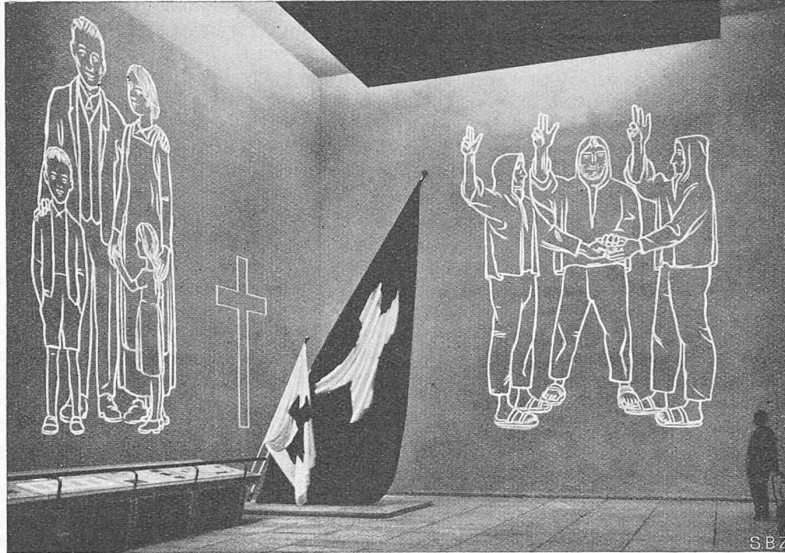
zu verteilen oder zu verarbeiten und schliesslich bei der staatlichen Preiskontrolle die Bewilligung eines Preises durchzusetzen, der einen angemessenen Verdienst lässt. Nicht dass alle diese Schritte keine Mühe erfordern; im Gegenteil, sie bedingen einen unverhältnismässig grossen Verbrauch an Papier, häufige Reisen nach Bern und langes Warten in den Vorzimmern der Aemter. Sie erfordern viel Geduld, Fleiss, vielleicht auch Schlaueit, aber das was den richtigen Unternehmungsgeist charakterisiert, nämlich *Tatkraft, Weitblick, Wagemut und Führertum*, das kommt zu kurz und stirbt ab. Mehr und mehr verlässt man sich auf den Staat, auf seine Machtmittel, seine Finanzkraft und seinen Weitblick. Auch die *Verantwortung* und namentlich die Risiken schiebt man gerne dem Staat zu, ohne zu bedenken, dass er schliesslich und endlich nichts anderes ist als die Kollektivität seiner Mitglieder, und dass seine Leistungen in direkter Funktion zu deren Tüchtigkeit stehen. Auch dass der Staat nichts geben kann, das er nicht vorher genommen hat, wird allzugerne vergessen.

Die Verstaatlichung der Wirtschaft führt zur *Verpölitisierung der Wirtschaft*, damit zur *Verwirtschaftlichung der Politik*, ein Prozess, der für alle Beteiligten verhängnisvoll ist. Wie weit diese Tendenzen schon Boden gefasst haben, zeigt sich in den immer unverblümteren Versuchen, zum Geiste der alten Zunftverfassungen zurückzukehren, allerdings unter dem moderneren Namen

einer «korporativen» oder «ständestaatlichen Ordnung». Es ist nicht zu verwundern, dass die Export-Industrie sich mit Kräften gegen solche Schritte wehrt, denn sie weiss, dass ihre Existenzbedingungen durch inländische Bindungen nur erschwert und niemals verbessert werden können. Ihre Verkaufspreise werden nicht durch einen berufständischen Verband in der Schweiz, sondern durch die Bedingungen der Weltkonkurrenz diktiert. Ständig werden Versuche gemacht, die heutige Notlage und die durch den Materialmangel nötig gewordenen Eingriffe des Staates zur Verankerung gewerblicher Postulate zu missbrauchen, die mit den Geboten der Kriegswirtschaft nichts zu tun haben. Solche Fesseln und Krücken werden wir nur schwer wieder ablegen können, wenn der Wirtschaftskörper sich einmal an sie gewöhnt hat und entsprechend geschwächt worden ist. Dann aber wird uns der Kampf in der Friedenswirtschaft, die auch wieder einmal kommen muss, doppelt schwer fallen. Wenn je, so heisst es hier: *Caveant Consules!*

Die schweizerische Kriegswirtschaft

Unsere schon im Jahre 1938 geschaffene Kriegswirtschaft gliedert sich in vier Aemter: das Kriegs-Industrie- und -Arbeitsamt, das Kriegs-Ernährungsamt, das Kriegs-Transportamt und das Kriegs-Fürsorgeamt. Die Chefs dieser Aemter, zusammen mit einigen hohen Beamten des EVD, bilden die «Kommission für Kriegswirtschaft», die vom Vorsteher des EVD präsiert wird; als koordinierende Stelle soll die «Zentralstelle für Kriegswirtschaft» funktionieren. Die einzelnen Aemter wiederum haben eine Reihe von Sektionen, und charakteristisch für die ganze Organisation war, dass für die Besetzung der leitenden Stellen weitgehend auf Persönlichkeiten der Praxis gegriffen wurde. Auf diesem Wege sollte ein enger Kontakt mit der Wirtschaft geschaffen und eine dauernde Vermehrung des Beamten-Apparates vermieden werden, da diese neuen Leute zu ihrer früheren Arbeit zurückkehren werden, sobald die kriegswirtschaftliche Organisation liquidiert werden kann. Diese Organisation war eine geniale Schöpfung von Bundesrat Obrecht, und es liegt eine grosse Tragik darin, dass sie fast im Zeitpunkt, wo sie mit Kriegsausbruch in Funktion trat, ihres Hauptes beraubt wurde. Die bald einsetzende, schwere Erkrankung des Chefs des EVD und seine interimistische Vertretung durch einen Kollegen, der das Ressort naturgemäss weniger beherrschte, verhinderten die bei solchen Organisationen notwendige ständige Anpassung an



Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland

die ewig wechselnden Verhältnisse und führten zu einer Erstarrung eines Systems, das als elastisch konzipiert und erdacht war. Es ist nun die Aufgabe des heutigen Departement-Vorstehers, die Koordinierung und Verschmelzung der Kriegs- und Friedens-Organisation unserer Volkswirtschaft herbeizuführen, denn von Tag zu Tag wächst der kriegswirtschaftliche Sektor in die mehr und mehr schwindenden Bereiche der früheren Friedens-Wirtschaft hinein.

Dass sich der föderalistische Aufbau unseres Landes allen Bestrebungen, unsere Wirtschaft straff zu organisieren, äusserst erschwerend entgegengestellt, sei nur erwähnt, um diesen Faktor nicht zu übersehen, den wir ja sonst weder entbehren wollen noch können. Diese Komplikation, die mit dem Wesen der Schweiz und mit ihrer Mission unlöslich verbunden ist, müssen wir eben in Kauf nehmen.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutige Rohmaterialversorgung der Schweiz, so dürfen wir vor allem dankbar feststellen, dass es uns eigentlich in allen Sektoren noch bedeutend besser geht als irgend einem andern Lande des Kontinents. Die Ernährungslage scheint, dank der Durchführung des Mehranbauplanes, noch für einige Zeit gesichert und auch an Bekleidung und Heizmitteln dürfte ein Mangel, der wirkliche Klagen rechtfertigte, nicht zu gewärtigen sein. Schlimmer steht es mit einigen Materialien, die unsere Industrie und unser Verkehrswesen benötigen. Dass wir uns aber auch hier in neue Einschränkungen und Umstellungen werden schicken müssen, dürfte nicht zweifelhaft sein. Was die Eisenversorgung unseres Landes anbelangt, ist zu sagen, dass hier die Lage etwas besser ist als in einigen andern Sektoren. Trotzdem wird eine restlose Erfassung aller inländischen Vorräte an Altmaterial unerlässlich sein und auch dann werden wir ein wesentliches Manko gegenüber dem normalen Verbrauch haben. Man hat sich vielfach darüber aufgehalten, dass die Gartenhäge, Kandelaber u. dgl. noch nicht verwertet worden sind. Diese bilden unsere «eiserne Reserve», die schon noch erfasst werden wird und die uns nicht davonläuft.

Rationierung und Drosselung aller nicht kriegswichtigen Verwendungen sind aber unvermeidlich. Nachdem kein Zweifel darüber bestehen kann, dass die Bedürfnisse der Armee und der Kriegswirtschaft in erster Linie befriedigt werden müssen und da wir auch auf den Export unserer Maschinen nicht verzichten können — bilden sie doch eines der wichtigsten Kompensations-Objekte für lebenswichtige Importe — müssen sich die Einschränkungen auf den inländischen Verbrauch konzentrieren und hier wiederum auf den privaten Sektor. Industrielle Neubauten, die den Zweck der Modernisierung und Anpassung bestehender industrieller Anlagen haben, müssen wir zulassen, dagegen sind alle andern Bauten zurückzustellen. Damit bilden wir gleichzeitig eine Arbeitsreserve für die vielleicht kommende Arbeitslosigkeit in der Nachkriegszeit, wo wir um jedes baureife Projekt, das noch nicht durchgeführt ist, froh sein werden.

Schlimm steht es mit einigen andern Materialien, die unsere Industrie und unser Verkehrswesen benötigen. Es rächt sich jetzt vielleicht, dass die Schweiz in der Ersatzstoffindustrie immer etwas zurückhaltend gewesen ist. Diese Zurückhaltung entsprach der natürlichen Abneigung vor autarkischen Experimenten und sie lässt sich z. T. dadurch rechtfertigen, dass es kaum eine Ersatzstoffindustrie gibt, die ganz von schweizerischen Rohstoffen unterhalten werden könnte. Es wäre also im besten Falle nur eine halbe Autarkie gewesen, die uns heute auch nicht viel nützen würde. Das gilt natürlich nicht von der zielbewussten Ausnützung der noch nicht erfassten Wasserkräfte zum Zwecke der Gewinnung elektrischer Energie. Hier liegt eine der wirklichen Quellen unseres nationalen Wohlstandes, die wir ohne allzu grosse Vorsicht und mit Grosszügigkeit dem Lande nutzbar machen müssen. Die Zeit liegt nicht fern, wo man Kohle als ein viel zu wertvolles Rohmaterial ansehen wird, um seine Verwertung durch Verbrennen gestatten zu können. Dann wird der elektrische Strom noch viel mehr als heute zur Wärme- und Krafterzeugung herangezogen werden müssen, und auf diese Entwicklung müssen wir uns rechtzeitig vorbereiten.

Ein ganz wichtiges Gebiet ist schliesslich die Altstoff-Verwertung, ein Gebiet, dem man in der Schweiz in den guten Jahren viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dem hohen Durchschnitts-Standard des Schweizlers entsprachen die bescheidenen Gewinne nicht, wie sie die untersten Stufen dieses Erwerbszweiges erzielen können. Heute ist es Pflicht eines jeden, sich über Vorurteile hinwegzusetzen, und das freiwillige «Lumpensammeln» ist eine ebenso ehrenvolle Art, dem Vaterlande in der Not zu dienen, wie manches andere! Die Zahl der Verordnungen, Verfügungen und Weisungen, die von den Organen der Kriegswirtschaft, mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe, erlassen worden sind, ist beträchtlich, und sie wächst fast täg-

lich in beschleunigtem Tempo. Nur wer den Schweizer-Charakter nicht kennt, wird sich wundern, dass sie fast ausnahmslos zu vehemente Kritik Anlass geben. Diese Kritik, soweit sie sachlich bleibt, ist nicht unwillkommen, und es wird von Amtes wegen Sorge getragen, dass sie den betroffenen Organen zu Ohren kommt, denn der Kontakt mit dem Volksempfinden soll nie verloren gehen, und die Kritik zeigt oft, wo es an der nötigen Aufklärung gefehlt hat.

Eine der wichtigsten und gleichzeitig schwierigsten Aufgaben ist, dafür zu sorgen, dass die inflatorische Entwicklung, die wohl eine unvermeidliche Folge der Kriegswirtschaft ist, sich so wenig als möglich auf das Preisniveau der notwendigsten Bedarfsgüter auswirkt. Inflation entsteht, kurz ausgedrückt, dann, wenn die Kaufkraft, ausgedrückt durch die in Zirkulation befindlichen Zahlungsmittel, sich stärker vermehrt als das Angebot von Waren irgendwelcher Art. Es bedeutet aber auch Inflation, wenn die Kaufkraft der Konsumenten gleichbleibt, das Warenangebot aber sinkt, was als Folge des Krieges eingetreten ist. Die wöchentlich und täglich ausbezahlten Lohnsummen, vermehrt durch die geldlichen Leistungen an die Armee und den Lohnausgleich und das Einkommen aus dem Kapital, sind kaum kleiner als in den Vorkriegszeiten. Das Warenangebot dagegen ist infolge der Einfuhrschwierigkeiten und die durch die Mobilisation verminderte Produktionskraft der Wirtschaft bedeutend gesunken. Das Verhältnis von Kaufkraft und Angebot ist deshalb gestört und nur dank der Tätigkeit der eidgenössischen Preiskontrolle und der scharfen Rationierung der wichtigsten Bedarfsartikel konnte ein massiver Preisaufschlag bis jetzt verhindert werden. Selbstverständlich sind alle Anstrengungen dann machtlos, wenn es sich um Unkosten handelt, die durch ausländische Faktoren bedingt sind, wie die Preissteigerungen ausländischer Produkte, die Frachterhöhungen und die Prämien für die Deckung der Kriegs-Transport-Risiken.

Unerbittlich sollte jedoch die Preiskontrolle gegenüber allen inländischen Preisfaktoren sein, und hier ist leider ein weitgehendes Versagen gegenüber den Forderungen der Landwirtschaft festzustellen, das verhängnisvoll werden kann, denn wenn einmal der Preisdamm an einer Stelle gebröckelt ist, so ist kein Halten mehr und die berüchtigte «Spirale» tritt in Bewegung, wobei eine Preiserhöhung der andern ruft und schliesslich das ganze Gefüge einschliesslich Löhne den Behörden aus den Händen gleitet. Die Anstrengungen der Preiskontrolle werden dadurch unterstützt, dass die Kaufkraft weitmöglich von Staates wegen abgeschöpft wird, bevor sie sich auf dem Warenmarkt als Nachfrage geltend machen kann. Das geschieht durch Steuern, durch die Aufnahme von Anleihen und, wo nötig, durch Zwangs-Sparvorschriften, wie dies bereits in einem der kriegführenden Länder geschehen ist. Vielfach wird unserer Kriegswirtschaft vorgeworfen, sie leide an Planlosigkeit, und sie neige viel zu viel zu Kompromissen. Als «Feststellungen» mag man diese Behauptungen gelten lassen, aber muss man sie als «Vorwürfe» anerkennen? Wenn man bedenkt, dass dieser Krieg, wie alle Kriege, der Vater der Ueberraschungen ist, und wenn man ferner weiss, wie von dem Ergebnis der Verhandlungen, die wir periodisch mit den Grossmächten zu führen haben, jeweils unsere Versorgungslage für ganze Warenkategorien abhängen kann, so versteht man, warum man nicht auf lange Frist disponieren kann, und man darf nur die glücklichen Theoretiker beneiden, die von ihrem grünen Tisch aus «Planung» verlangen. — Und der Vorwurf der Kompromisslust! Selbstverständlich gibt es Kompromisse und wird immer solche geben. Unser ganzes Leben ist aus Kompromissen zusammengesetzt und ohne diese, ob freiwillig oder unfreiwillig, wäre überhaupt keine Gemeinschaft denkbar. Als Interessen-Gegensätze, die in der Kriegswirtschaft nur durch Kompromisse überwunden werden können, nenne ich: Bedürfnisse der Armee und Aufrechterhaltung der Wirtschaft; Landwirtschaft und Industrie; Inlandgewerbe und Export; straffe Preiskontrolle und Landesversorgung; Zentralismus und Föderalismus, und schliesslich etwas, das wir alle täglich zu überwinden haben, den Gegensatz zwischen den Ueberlegungen des Verstandes und den Regungen des Herzens, denn auch das spielt in der Kriegswirtschaft eine Rolle. Wer dies übersieht, ist ein Doktrinär und gehört auf einen andern Planeten!

Für alle Dispositionen der Kriegswirtschaft sollte man vor allem einen Faktor kennen, und gerade der ist uns allen verborgen. Das ist die Antwort auf die Frage: wie lange dauert der Krieg, oder besser, wie lange dauert die Blockade?

Ausblick in die Nachkriegszeit

Sicher ist, dass wir in Europa vor einem grossen Scherbenhaufen stehen werden. Die während Generationen geleistete Aufbauarbeit ist zertrümmert, die Vorräte sind verbraucht, und was das Schlimmste ist, an die Stelle des Vertrauens in den guten

Willen der Nachbarn ist eine Fülle des Hasses und des Misstrauens getreten, die die Schwierigkeiten eines Wiederaufbaus der internationalen Beziehungen ins Unermessliche zu steigern droht. Die materielle Behebung der Zerstörungen wird, dank den heutigen technischen Mitteln, noch eine relativ einfache Aufgabe sein gegenüber der viel schwereren, der *Neuschaffung einer internationalen Atmosphäre*, in der ein Zusammenleben und ein Zusammenarbeiten wieder möglich sein wird.

Hier erblicke ich die grosse kommende Aufgabe der Schweiz, falls es ihr vergönnt sein wird, unangetastet, wenn auch verarmt und hungrig, aus dem heutigen Völkerringen herauszukommen. Sie hat im Kleinen gezeigt, dass es möglich ist, dass rassen- und sprachenmässig verschiedene Menschen zusammen leben und arbeiten können, und was noch mehr ist, wir haben bewiesen, dass das gefürchtete Minderheitenproblem, das an der Wurzel so vieler Konflikte der Weltgeschichte liegt, mit gutem Willen gelöst werden kann. Wir haben eine konfessionelle und drei sprachliche Minderheiten, aber keine hat Anlass, darunter zu leiden und den so gefährlichen «Minoritätenkomplex» zu entwickeln. Das Rezept, das wir andern Völkern gerne preisgeben, ist sehr einfach. Es heisst: die Mehrheit muss der Minderheit mehr Einfluss auf die Staatsgeschäfte zugestehen, als ihr rein zahlenmässig zukäme, und sie muss vor der Eigenart und der Kultur der andern Achtung haben und beweisen. Der Weg ist nicht heroisch; er bedingt Verzicht und Nachgeben. Er ist aber *christlich* und deckt sich mit der Auffassung der «Menschenrechte» der Philosophen des 18. Jahrhunderts. Unser Kontinent wird nicht zur Ruhe kommen können, bis dieser Geist von Allen verstanden und angenommen sein wird. Auch die Schweiz hat sich nur allmählich und nur mühsam und oft mit Widerstreben dazu bekannt. Auch unsere Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben worden und oft haben wir vergeblich versucht, unsere Probleme anders zu lösen, das letzte Mal im Sonderbundskrieg. Damals hat General Dufour durch Wort und Vorbild der schweizerischen Lösung die, wir hoffen ewige Gestalt gegeben. — Ist es vermessen, zu hoffen, dass aus diesem Krieg endlich die Saat zu einem *neuen Europa*, dem auch wir gerne und rückhaltlos angehören werden, spriessen wird? Wir *müssen* diese Hoffnung pflegen, denn nur dann sind wir fähig und berechtigt, selbst an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.

St. Gotthard, Eidgenossenschaft

Von Prof. Dr. PETER LIVER, E. T. H., Zürich

Zwischen den mächtigen Wällen des Gebirges, in den Tälern der Alpen, haben sich im Mittelalter Gemeinden der Bauern gebildet und miteinander verbunden zur Verteidigung ihrer Freiheiten und Rechte, zur Erhaltung und zum Ausbau ihrer Selbstverwaltung. Durch den Schutz der Berge, durch urwüchsige kriegerische Kraft und nie gebrochenen Unabhängigkeitswillen haben sie sich in Kampf und Not behauptet, am Vierwaldstättersee, in Rätien und im Wallis. Am Vierwaldstättersee ist der Gegensatz zwischen dem grossräumigen Fürstenstaat mit seiner einheitlichen Herrschaftsorganisation und den zur Selbständigkeit emporstrebenden städtischen und ländlichen, sich selbst verwaltenden Gemeinwesen zu dem für unser Land entscheidenden Austrag gekommen. Hier hat sich der Freiheitswille am kräftigsten entfaltet und hier, in den Talgemeinden an der Gotthardroute, sahen die habsburgischen Fürsten, König Rudolf und seine Söhne, den notwendigen Schlussstein in der Zusammenfügung ihres Territoriums in der heutigen Schweiz.

Der Sieg am Morgarten sicherte den Bestand der jungen Eidgenossenschaft, ermöglichte ihre Verbindung mit Luzern,

Zürich und Bern, Glarus und Zug und gab den Gemeinden in Rätien und im Wallis Mut und Zuversicht und den machtpolitischen Rückhalt, ohne den sie sich nach aussen nicht hätten behaupten können.

Für die Entstehung und für die Ausdehnung der Eidgenossenschaft nach Norden und Süden hatte der Gotthardverkehr schicksalbestimmende Bedeutung.

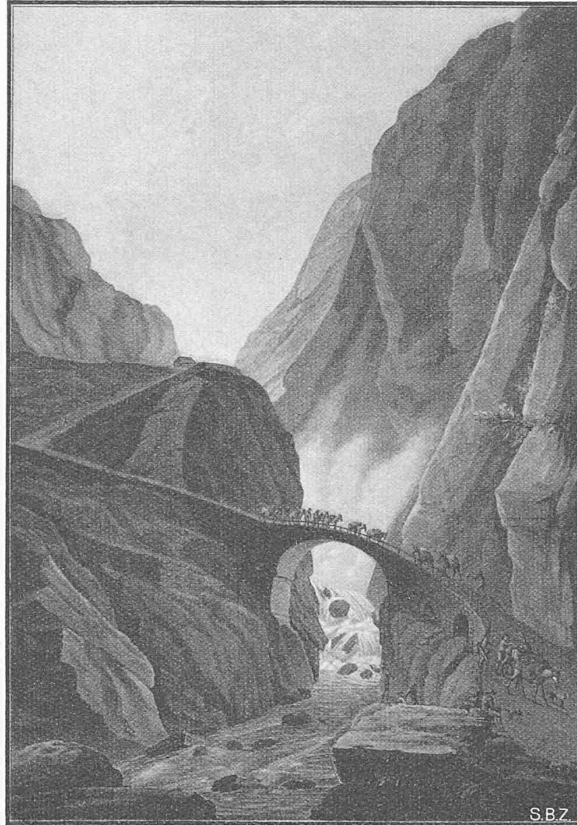
Seit den frühesten Zeiten dienten der Grosse St. Bernhard und die Bündnerpässe Septimer und Julier der Verbindung zwischen Italien und den Gebieten nördlich der Alpen. Der Gotthard aber erhält seine Verkehrsbedeutung erst im 13., frühestens im 12. Jahrhundert. Bis dahin regelte die Schöllenschlucht das Tal Uri vom Urserental fest ab und liess einen Durchgangsverkehr nicht aufkommen. Erst mit dem Aufblühen des Städtewesens nördlich und südlich der Alpen, dem stark einsetzenden Warenaustausch zwischen Stadt und Land, von Stadt zu Stadt und mit der Verkehrsausweitung, die die Kreuzzüge brachten, setzte sich das Bedürfnis nach der Oeffnung der kürzesten Verbindungslinie zwischen Basel und Como durch und sprengte den Riegel der Schöllenen. Von da an nahm der Verkehr über den Gotthard rasch zu, begünstigt durch den Wasserweg nicht nur über die oberitalienischen Seen im Süden, sondern auch über den Vierwaldstättersee im Norden des Passes.

Die Täler am See und Luzern, insbesondere aber Uri erhielten dadurch eine ganz neue Bedeutung, die sich sehr bald auch politisch auszuwirken begann.

Als die Zähringer 1218 ausstarben, fiel die Reichvogtei Zürich, zu der Uri gehörte, an das

Reich zurück. Von Kaiser Friedrich II. erlangte Graf Rudolf der Alte von Habsburg, der Inhaber der aargauischen Zollstätten an der Gotthardroute, die Vogtei über Uri zu Pfand. Für die Talgemeinde Uri war damit die Gefahr verbunden, die Reichsunmittelbarkeit zu verlieren. Das Bestreben der Urner, sich von der habsburgischen Vogtei zu befreien, kam dem Wunsch des deutschen Königs Heinrich (des Sohnes Kaiser Friedrichs II.), den Gotthardpass als Zugang nach der Lombardei fest in seine Hand zu bekommen, entgegen. Er willfahrt dem Begehren der Urner und bestätigt am 26. Mai 1231 durch Brief und Siegel, dass er seine Getreuen, die sämtlichen Leute im Tale Uri, aus dem Besitz des Grafen Rudolf von Habsburg losgekauft habe und verspricht ihnen, sie niemals durch Verleihung oder Verpfändung dem Reiche zu entfremden.

So übernahmen die Urner von Rechts und Reiches wegen die Wacht am Gotthard und den Schutz des Passverkehrs. Der König konnte den Pass in guten Händen wissen. Die Urner waren kraftvolle, kriegstüchtige Leute. Als eine Markgenossenschaft, die das ganze Tal umfasste, waren sie organisiert und in der Verwaltung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten erfahren und geschult. Die Organisation des Transportes und der Bau und Unterhalt von Weg und Steg war eine neue wichtige Aufgabe, deren Erfüllung die genossenschaftliche Bindung stärkte und die Selbstverwaltung erweiterte. Noch bedeutsamer war der Passverkehr für die wirtschaftliche Lage des Tales. Der Weg über den Gotthard erleichterte den Absatz der Produkte der Viehzucht und der Milchwirtschaft auf den stets aufnahmefähigen oberitalienischen Märkten; der rege Verkehr durch das Tal und die aktive Teilnahme der Talleute am Warentransport als Säumer und Inhaber von Susten hob den Ertrag der gesamten Wirtschaft und schuf den für die Ernährung der rasch zunehmenden Bevölkerung nötigen zusätzlichen Verdienst. Die Einnahmen aus dem Passverkehr haben der Gemeinde die Möglichkeit verschafft, die Geldsumme, mit der König Heinrich das Pfandrecht des Grafen von Habsburg ablöste, selber aufzubringen. Noch eines kommt hinzu. Der Kontakt mit den freien ländlichen und städtischen



Der alte Gotthardweg: Teufelsbrücke in der Schöllenen
Nach einem farbigen Stich von Descourties um 1780